

Der Beitrag der Philosophie und der Einzelwissenschaften zur Kunstsoziologie

Rothacker, Erich

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rothacker, E. (1931). Der Beitrag der Philosophie und der Einzelwissenschaften zur Kunstsoziologie. In *Verhandlungen des 7. Deutschen Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1930 in Berlin: Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppen* (S. 132-156). Tübingen: Mohr Siebeck. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-188123>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Harmonie von Ziel und Form sehr richtig: Kunst ist Einheit von Form und Inhalt. Unser sonstiger Zusammenhang der Menschen untereinander, der Zusammenhang des sozialen, bürgerlichen Lebens im weitesten Sinne des Wortes ist das Gegenteil davon, ist die beständige Disharmonie von Form und Inhalt. Wir sehnen uns deshalb so sehr nach wahrer Kunst, weil wir diesem ewigen Mißverhältnis unseres sozialen Lebens entrinnen möchten. Lassen Sie mich einen Augenblick in alte Zeiten zurückschauen, wo man noch in der Kunst — meinerwegen naiv — die Gestaltung des Schönen sah, und lassen Sie mich diese heute belächelte kindliche Bedeutung — ich möchte nicht mitlächeln — hier zugrunde legen, so komme ich zu dem Satz: wen lockte es nicht, im Schönen die letzte, tiefe Gemeinsamkeit von Ich und Du, von uns allen zu suchen?

II. Vortrag von Prof. Dr. E. Rothacker:

Der Beitrag der Philosophie und der Einzelwissenschaften zur Kunstsoziologie.

Leitsätze von Prof. Dr. Rothacker:

1. Die soziologische Fragestellung findet ihren methodisch fruchtbarsten Ansatz an der Tatsache der **Verschiedenheit** der menschlichen Lebens-, Kultur- und Kunststile. Die Kunstsoziologie fragt, inwiefern gesellschaftliche Faktoren an der Entstehung und Wandlung dieser Stile beteiligt sind.

2. Diese Fragestellung ist eine weit über die Soziologie im engeren Sinne hinaus verbreitete. Die ältere und insbesondere die neuere geistesgeschichtliche Literatur enthält eine Fülle von Materialien, welche auf eine energische soziologische Verarbeitung warten.

3. Was lehrt uns diese Literatur im besonderen? Zunächst den Anteil sozialer Bewegungen an Stilwandlungen. Diese vollziehen sich nicht nur nach immanenten Gesetzmäßigkeiten, sondern häufiger dadurch, daß eine bis dahin historisch stumme Schicht (bei Nadler: Stamm, Landschaft; bei Pinder: Generation) ihre Weltanschauung neben der bisher herrschenden zu öffentlicher Geltung zu bringen weiß.

4. Die Soziologie wird aber über solche Feststellungen von Faktischem hinaus auch **evidente** Beziehungen zwischen sozialen Schichten, Lagen, Weltanschauungen und Stilen suchen. Dafür gibt es verschiedene methodisch gangbare Wege.

5. In concreto wird aber die Auffindung solcher evidenter Beziehungen von Gesellschaft und Stil nur am Material der Kunst selbst und darum nur in engster **Arbeitsgemeinschaft** mit den Kunstwissenschaften gelingen. Als speziellen Beitrag zu dieser Gemeinschaftsarbeit wird die Soziologie sorgfältige gesellschaftliche und sittengeschichtliche Analysen (Soziographie), beizusteuern haben.

6. Die Philosophie vor allem aber eine neue Ausdeutung der kausalen Verhältnisse. Geistige Haltung und Stile sind kein Produkt mechanischer Determination, sondern Ausdruck nachverstehbarer produktiver Antworten des Menschen auf seine nach dem Spielraum seiner geistigen Kräfte so und so gedeuteten Lage in der Welt.

I.

Alles was Menschen tun, ist modal bestimmt und notwendig einseitig. Dies fängt damit an, daß wir, wenn wir jemanden die Hand geben: ihm entweder die rechte Hand geben, oder die linke, oder beide (was auch seine ganz besondere Bedeutung hat), oder gar keine, was erst recht etwas bedeutet.

Dieser unabänderlichen Notwendigkeit entsprechend gestaltet sich unser gesamtes Handeln: und nicht nur unser unmittelbares Handeln in die Welt, sondern auch unser geistiges Verhalten. Goethes Prometheus: Hast Du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz . . . und — der hl. Franz, dieser und der Kardinal Richelieu, die sanften Idioten Dostojewskis und Hagen von Tronje, eine japanische Teezeremonie und Shakespeares Rüpel: Welche Welten und welche Abgründe zwischen diesen Welten! Wie sollten sich diese Menschen verständigen? Und dennoch gibt es Grade größerer und geringerer Verwandtschaft und Ferne zwischen ihrer Verschiedenheit. Und dennoch sind sie grundsätzlich alle unserem Verstehen zugänglich. Aber es wäre ein Irrtum: die Entstehung dieser Verschiedenheit und ihre geistige Aufhebung im Verstehen als eine rein psychologische Angelegenheit zu betrachten:

Man hat versucht, den letzten Unterschied europäischer und japanischer Kunst in die Formel zu pressen: der japanische Maler sei ein Virtuose in der Erfassung körperlicher Bewegung, der europäische in der körperlicher Form und Gestalt. Man hat die stilistischen Eigentümlichkeiten, welche sich aus dieser einseitigen Akzentuierung des asiatischen Sehens ergeben, weiter aus der Verschwisterung der japanischen Malerei mit der Kalligraphie, der Schreibkunst, zu erklären versucht. Bewußt schematisierend könnte man fast sagen: diese Kunst sei eine letzte und höchste Vollendung des zärtlichen Glücks, das jeder empfinden kann, der leicht und frei mit dem Tuschepinsel ausfährt. Diese Geste ist der Keim, über dem wie eine Perle über einem Sandkorn eine höchste stilistische Blüte, eine ganze Weltdeutung herausgewachsen ist. Nietzsche hat in einem sprachlich

bezaubernden Aphorismus über die Chopinsche Barcarole davon gesprochen: alle Zustände und Lebensweisen hätten ihren seligen Moment. Und diesen Satz darf man wohl verallgemeinern: Grundsätzlich hat jede menschliche Geste, jede Situation die Möglichkeit eines solchen Moments höchster Steigerung, ihres seligen Moments in sich.

Auch Wilhelm Worringer macht gelegentlich eine in diese Richtung weisende Beobachtung: wo er in den »Formproblemen der Gotik« die Elementarphänomene des organisch-klassischen und des expressionistisch-nordischen Stils veranschaulicht an einer sanft geschwungenen Linie, die wir mit beglückender Leichtigkeit aus dem Handgelenk herausholen und dem Zwangscharakter einer starren, eckigen Zickzacklinie, die wir in wachsender Erregung dem Handgelenk aufzwingen müssen.

Auch hier haben wir solche elementaren Gesten, die den Keim großer Stilformen bilden konnten. Aber wir alle wissen, daß zwischen solchen Elementarphänomenen und ihrer Apotheose in Gebilden, die mit ungeheurer Suggestionskraft geladen, bis ins einzelste hinein Kunstübung und Lebenshaltung ganzer Kulturen repräsentieren, nichts geringeres liegt als die Arbeit mindestens von Jahrhunderten und als das Opfer unzähliger genialer wie anonymen Lebensenergien, die alle in der Spannung der Durcharbeitung, Durchstilisierung, Ausprägung jener Keime geschaffen haben.

In dieser Arbeit der Jahrhunderte stoßen wir an die Grenze aller Psychologie. Den Keim der großen Stile kennen alle Menschen aus unmittelbarer Erfahrung; und aus ihm heraus ist uns jeder dieser Stile grundsätzlich verständlich. Aus der Mitte des vollendeten Stils heraus aber repräsentativ zu schaffen, ist jedem, der nicht Glied dieser Jahrhunderte alten Lebensgemeinschaft geworden ist, verschlossen.

Soviel zur Veranschaulichung des Phänomens menschlicher Verschiedenheit als Resultat mächtiger historischer Stilisierungsprozesse. Wie W. v. Humboldt seine Sprachphilosophie an den Tatbestand der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus anknüpfte, so scheint mir der Tatbestand der Verschiedenheit menschlicher Lebens-, Kultur- und Kunststile den methodisch fruchtbarsten Ansatzpunkt für eine kultur- und kunstsoziologische Fragestellung zu bieten. Wir haben ein unwiderstehliches Verlangen, dies seltsame Wesen Mensch in der To-

talität seiner Lebensäußerungen zu verstehen. Wir wollen und müssen das geheime Gesetz ergründen, nach dem sich diese Äußerungen entfalten. Wir finden das Reich der Kunst in einer Mannigfaltigkeit großer sich wandelnder Stile vor uns ausgebreitet. Wir fragen, unter welchen Bedingungen, Ursachen, Anstößen ist diese Mannigfaltigkeit die geworden, die sie ist? Wir können dabei eine kultursoziologische Frage im engeren und im weiteren Sinn unterscheiden. Die weitere stellt diese Frage nach Faktoren und Gesetzmäßigkeiten von Kulturwandlungen im allgemeinen. Die engere fragt nach gesellschaftlichen Faktoren im besonderen: In wie weit und in welchem Sinne sind gesellschaftliche Faktoren an diesen Wandlungen beteiligt?

Wir haben in Bonn im vergangenen Semester eine philosophisch-soziologische Arbeitsgemeinschaft zusammengebracht, an der sich viele Kollegen beteiligten und die durch weitere Semester zusammen zu bleiben gedenkt. Unser Mathematiker Toeplitz, eine Autorität besonders auf dem Gebiete der Geschichte der Mathematik, hat die von uns Soziologen an ihn gestellte Frage so formuliert: »Kann man aus den Formwandlungen der Mathematik soziologische Bedingtheiten herauserkennen?« Das ist eine vorbildlich kritische Fragestellung, die keine Ergebnisse vorwegnimmt und der Sachforschung freie Bahn läßt. Wir fragen, wie weit finden wir an den bildnerisch gestalteten Weltbildern und an dem Stil der symbolischen Gestaltungen der Menschheit gesellschaftliche Faktoren beteiligt?

II.

Das Thema, das mir heute gestellt ist, ist ein viel bescheideneres. Ich habe Ihnen keinen Grundriß der Kunstsoziologie vorzutragen, sondern möchte mir nur erlauben, referierend Ihren Blick auf die Fülle der Materialien zu lenken, welche die älteren geisteswissenschaftlichen Disziplinen und die Philosophie einer künftigen Kunstsoziologie zu weiterer Verarbeitung anzubieten haben: und meine Absicht geht zumal dahin, einer neuen bewußten und idealen Arbeitsgemeinschaft der jungen Soziologie mit den traditionellen Geisteswissenschaften das Wort zu reden.

Wenn wir in dem Satze von Karl Marx: »Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt«, heute das

A und O der ganzen kultursoziologischen Fragestellung sehen, so dürfen wir wohl sagen, daß dieser Satz, soweit wir den Begriff »gesellschaftliches Sein« durch den weiteren »geschichtlichen Seins überhaupt« ersetzen, ein Axiom aller historischen Geisteswissenschaften ausspricht.

»Seinsverbundenheit«, um die glückliche Formel Mannheims zu akzeptieren, und Bindung eines ideellen Überbaues an einen in bestimmtem Sosein historisch gegebenen Unterbau im weiteren Sinne kennen alle historischen Geisteswissenschaften. Bindung der großen Stile an das Gesicht ihrer Epoche, ihrer Nation, ihres Kulturkreises und der individuellen Stile an die Persönlichkeit ihrer Schöpfer, kurz Bindung von Kunststilen an Lebensstile, wir können wohl sagen: Erkenntnis der **S e i n s v e r b u n d e n h e i t d e r K u n s t**, das war immer ein Hauptbestandteil der kunstwissenschaftlichen Arbeit. Auch die Bindung eines theoretisch durchgearbeiteten Rechtssystems an das **Rechtsleben**, wie die historische Rechtsschule sie zum Mittelpunkt ihrer Rechtsphilosophie gemacht hat, die Bindung der Theorie an die vor ihr schon gelebte und getätigte Praxis ist eine eigentümliche Anwendung des Überbau-, Unterbauschemas.

Wieweit nun diese eigenartige methodische Reduktion von Wertgehalten auf Lebensgestalten, die da geübt wird, Wertgehalte gerade aus Gestaltungen des **g e s e l l s c h a f t l i c h e n** Lebens interpretieren darf, also wieweit Kultursoziologie im weiteren Sinne übergehen darf in Kultursoziologie im engeren Sinne, dies ist das sachlich zu beantwortende Problem. Daß aber gerade auch die engere soziologische Fragestellung der Arbeit der Geisteswissenschaften des 19. Jahrhunderts am konkreten historischen Stoff nicht fremd war, ist die Behauptung, die ich zu belegen habe.

Das Material ist außerordentlich groß und vielschichtig. Möge es mir gelingen, die wahren Paradebeispiele aus der in langen Jahren angesammelten Masse herauszugreifen. Ich schlage ein Buch auf, das im Allgemeinen wohl nur noch die ältere Generation unter Ihnen kennt: Rudolf Jherings »Kampf ums Recht«. Er vergleicht hier im Rahmen weiter gespannter Gedankengänge verschiedene Stände auf ihre zu allen Zeiten gleicherweise bekundete Reizbarkeit gegenüber bestimmten Rechtsverletzungen wie Eigentumsdelikten, Ehrverletzungen usf. Daß in der Ehrverletzung der Offizier der empfindlichste Stand ist, bedarf kaum näherer Begründung. Gewiß ist Behauptung der Ehre Pflicht eines Jeden,

aber die mutige Behauptung der Persönlichkeit ist die schlechthin unerläßliche Bedingung eines Standes, der seiner Natur nach die Verkörperung des persönlichen Mutes sein muß und Feigheit seiner Mitglieder nicht dulden kann, ohne sich selbst zu vernichten. Der altrömische Bauer aber nahm bei einer Ohrfeige mit 25 As vorlieb, und wenn ihm einer das Auge ausschlug, verglich er sich, anstatt, wie er gedurft hätte, dem andern wieder ein Auge auszuschlagen. Wenn er aber einen Dieb ertappte, so beanspruchte er vom Gesetz die Befugnis, diesen als Sklaven zu behalten und im Falle des Widerstandes niederzumachen. Und das Gesetz bewilligte ihm das. Dort galt es nur seine Ehre, seinen Leib, hier sein Gut, seine Habe. Ich muß mir versagen, diese Gedankengänge in größerer Breite wiederzugeben. Aber die Interpretation, die Jhering dieser verschiedenen Reizbarkeit der Stände, ihrer ganz verschiedenen Neigung zu Strenge und Milde des Gesetzes, ihrer Neigung zum Vergleichen usw. angedeihen läßt, ist von großer Tiefe und beachtet nicht nur, daß diese Stände Rechtsverletzungen nach dem Maßstab ihrer Standesinteressen abmessen, sondern erkennt tiefer, daß sie in der Verteidigung der Institute, welche die Grundlage ihres Daseins bilden, zugleich ihre ethischen Lebensbedingungen verteidigen, um ihre moralische Selbsterhaltung kämpfen. Hier klingt noch der bedeutsame Hegelsche Begriff der »Substanz« eines Menschen und seiner Substantialität nach und bereitet sich der heute die ethischen Gedankengänge entschieden bereichernde Begriff der »Existenz« vor. Soviel über Jhering.

Da wir aber schon auf dem Gebiete der Rechts-, Sitten- und Moralsoziologie uns befinden: Hat nicht Nietzsche, der die Psychoanalyse vorwegnahm, in der »Genealogie der Moral« auch ein Musterbeispiel einer kultursoziologischen Fragestellung gegeben? Zwei ethische Stile als Funktionen der sozialen Lage.

In weit schlichterer Formulierung, aber nicht minder bedeutsam, zu kultursoziologischer Fragestellung anzuleiten, scheint mir der Versuch Diltheys zu sein, in der Einleitung zum »Schleiermacher«, die eigentümliche Struktur des Weltbildes unserer klassischen Dichtung und Philosophie aus der Lage unserer in ein reiches Innenleben und die Gestaltung idealer Wunschbilder zurückgedrängten Mittelklassen zu interpretieren.

Es gibt aber Philosophiehistoriker, die zum Teil noch im Gefolge Hegels die Geistesgeschichte Europas weit entschiedener

aus einem Gesichtspunkt heraus organisierten, der unmittelbar soziologische Bezüge hat. So enthält die Geschichte der Philosophie von I. E. Erdmann, auch heute noch eines der Meisterwerke unseres Fachs, aus dem Gesichtspunkte organisierender und desorganisierender Epochen heraus u. a. eine Charakteristik der deutschen Aufklärung, die mit kaum überholter Klarheit alle Züge derselben: Das Ideal der Bildung d. h. individueller Bildung, der Humanität mit ihrer Front gegen alle großen Objektivitäten, das Ideal der Autonomie und Persönlichkeit, die Rolle der Autobiographie, der Lebensläufe, des Tagebuchs, des Briefs, der Freundschaft, den Hang zum Verein, die Wendung des Interesses von der Heilsgemeinschaft zur Persönlichkeit des Heiligen, die Rolle der religiösen Erfahrung, der Privatreligiosität, der Bildung religiöser Zirkel, des Raisonnements usf. aus ihrem individualistischen Charakter herleitet. Hier liegen bescheidene, aber, wie mir scheint, ganz objektiv gewordene soziologische Erkenntnisse.

Wenn Erdmann in dieser Betrachtungsweise einen würdigen Erben gefunden hat, so in den mächtigen nun fast abgeschlossenen Bänden von K. Joëls »Wandlungen der Weltanschauung«. Hier haben wir eine wahre Fundgrube epochaler Charakteristiken, welche auf Grund einer fast unglaublichen Belesenheit jede Lebensäußerung einer Epoche auf ihre Tendenz, sozial zu lösen oder zu binden, hin prüft, und welche im Wechsel dieser beiden Tendenzen den Rhythmus der Weltgeschichte zu erkennen glaubt. Eine wahre Fundgrube soziologischer Materialien.

Füge ich hier etwa noch den älteren Namen Gottfried Semper hinzu, dessen kleine Schriften voll von Versuchen sind, zumal Baustile in ein Verhältnis unmittelbarer Analogie zu Lebensstilen und staatlichen Organisationsformen zu setzen, oder Guyaus längst nicht ausgewertete zwei kunstsoziologische Schriften, so wird man mich mindestens verstehen, wenn ich die Meinung äußere: weniger die Autoren, die Paul Barths dicker geschichtsphilosophischer Band, dieser große Ehrenfriedhof der Soziologie, verzeichnet, als die universalen Erforscher des geistig-geschichtlichen Lebens seien die wahren Vorarbeiter einer künftigen Kultursoziologie gewesen.

Mit dem Buche Joëls nähern wir uns bereits der jüngsten Vergangenheit und ihrem wachsenden soziologischen Bewußtsein. Da sind — wenn ich von vornherein die soziologische und

soziologisch-philosophische Literatur im engeren Sinne (Scheler und sein Kreis, Freyer u. a.) als bekannt voraussetze — neben den wenigen programmatisch kunstsoziologischen Schriften wie Hausensteins »Kunst und Gesellschaft« und G. Lucàsc »Theorie des Romans« einige Bücher zu nennen, welche wir fast ebenso der soziologischen als der Fachliteratur zuzählen könnten. So Levin Schückings »Die Familie im Puritanismus« (1929), Herbert Schöfflers »Protestantismus und Literatur« und Bernhard Groethuysens »Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich«. Das letztgenannte Werk bekundet die soziologische Beziehung schon in der Fragestellung. Es möchte den Bürger Frankreichs verstehen als eine besondere Art des Menschen, wie sie lebt in ihrer ganz spezifischen Welt, die sich in einem langen historischen Prozeß erschlossen, und in kritischer Auseinandersetzung von der bis dahin in öffentlicher Geltung stehenden Welt der Kirche abgehoben hat, bis die bürgerlichen Werte so sehr Selbstverständlichkeiten wurden, daß sie der Diskussion kaum mehr bedurften. Daß die Soziologie an Werken dieses Formats, dieser wissenschaftlichen Sorgfalt, dieses geistigen Niveaus nicht vorbeigehen kann, bedarf nicht vieler Worte. Die Wissenschaften vom Menschen werden sich entweder in gegenseitigem gutem Willen finden oder aber zum Nachteil ihrer Wissenschaftlichkeit nicht finden. Ein Weiteres gibt es da nicht.

Das Schöfflersche Buch möchte ich um der Eigenart seiner Methode willen herausheben. Es beruht auf ausgedehnten Statistiken über Stand und Herkunft der neueren englischen Dichter und die Entwicklung und Zusammensetzung des literarischen Publikums. Die prinzipiell interessanteste Erkenntnis des geistvollen Buches aber scheint mir die zu sein: Im 17. Jahrhundert verwehrte der Rigorismus der herrschenden Kirchen den Inhabern geistlicher Ämter die weltliche Schriftstellerei. Mit der Erschlaffung der frühprotestantischen Askese ändert sich das Bild. Und mit dem statistisch verfolgbaren Einströmen der schöngeistig bis dahin stummen Predigerschichten ändert sich im 18. Jahrh. das Gesicht der englischen Literatur. Der Mund aber läuft dessen über, dessen das Herz voll ist. Wer aus äußeren Gründen schweigt, braucht deshalb nicht gehaltlos zu sein. Indem ein hochgebildeter Stand in die literarische Bewegung eintritt, strömen in dieselbe seine Ideen, sein Ethos, seine Motivwelt ein, die damit

die Motivwelt der neuen Epoche wird. Ich komme auf das prinzipiell Wichtige dieser Erkenntnis gleich noch einmal zurück.

Wo immer Sie sich heute in der jüngeren geisteswissenschaftlichen Literatur umsehen, werden Sie dieselbe Beobachtung machen können. Auch wo nicht schon der Titel auf soziologisch relevante Fragestellungen hinweist, wie in Hans Naumanns und Günther Müllers schönem Buch über »Die höfische Kultur« des 13. und 17. Jahrhunderts, wo immer Sie auf Themen zur Geschichte der Autobiographie, des Selbstbildnisses, der Ironie, der Liebe, des Todesgedankens, des Naturgefühls, der Landschaftsmalerei, der Aufklärung, der Empfindsamkeit, der Geniebewegung stoßen, werden Sie dem Anteil soziologischer Gesichtspunkte begegnen können. Überall werden Sie mindestens Materialien vorbereitet finden. Denn etwa an der Entwicklung der Landschaftsdarstellung (der literarischen wie der bildnerischen, der Landschaft ohne Staffage usw.) sind so deutlich Stände, Klassen, Generationen in bestimmten Situationen beteiligt, daß hier die Sache selbst zur soziologischen Fragestellung gezwungen hat. (Beteiligung bürgerlicher Kulturen, der Niederlande, der Schweiz, der deutschen Reichsstädte, die Abwendung von Idealen der Rokokokultur und des Rokokoparks, die einst den Eintritt aus der Rheinebene etwa ins unwegsame Neckartal noch gescheut hatte, der Einfluß Rousseaus, das Erlebnis der französischen Revolution, die Auffassung der unberührten Natur als Symbol der Freiheit usw.).

Sowie die Augen für solche Zusammenhänge geöffnet sind, steht mit einem Male in den trockensten Handbüchern soziologisch Relevantes. Wesentlichen Wandlungen der Philosophie korrespondiert die Herkunft ihrer Träger aus anderen als den traditionellen Ständen und Berufen. Die Rolle der Mediziner, der Politiker und Weltleute drängt sich auf. Auch Kinder des Volkes wie Bruno Paracelsus machen ihre Art geltend. Solche neue Richtungen finden wir wieder begünstigt durch die Protektion bestimmter Stände. Der Humanismus verdankt den Fürsten und großen Städten, dann den Orden wesentliche Erfolge. Die freien Richtungen des Averroismus blühen in Padua unter der Gunst der toleranten, d. h. kaufmännischen venetianischen Aristokratie. Die Blüte der englischen Naturwissenschaften ist begünstigt durch zahllose dilettierende Aristokraten. Die Begründer der neueren Philosophie genossen die Gunst bildungsfreudiger Fürstinnen. Seltsam drängt sich auf, wieviel Flüchtlinge und Unstete

an der Entstehung und Entwicklung des sogenannten »Natürlichen Systems der Geisteswissenschaften« beteiligt sind, geführt von dem Idealtypus des Flüchtlings Hugo Grotius. Der Arbeit eines Romanisten über den »Einfluß der Antike auf die französische Philosophie« entnehme ich eine statistisch genau begründete Bemerkung: Der Epikureismus tauche in Frankreich als breitere Strömung auf mit dem Parkett, d. h. dem Salon.

Der Sturm und Drang ist eine Jugendbewegung. Die Front schon des jungen Winkelmann gegen das Rokoko hat ein politisches Gesicht. Die Literaturgeschichte kennt längst die Rolle des Emigrantentums, aber eine eigentlich soziologische Untersuchung steht noch aus. Dagegen vermehren sich in allen Fächern Untersuchungen zur Geschichte des Publikums. Es wäre eine wichtige Ergänzung zu Pinders Statistik der Geburtsjahre zu fragen, ob nicht dasselbe Geburtsjahr um 1770 herum den französischen Aristokraten zum Weltschmerz prädisponierte, den Bürgerlichen aber dort wie bei uns zum Fortschrittsglauben. Das gescheite Kapitel Mannheims über den Intellektuellen verdiente ergänzt zu werden durch eine Soziologie der Bohème und die Gefährdung aller repräsentativen Stilformen durch eine substanz- und haltlose Atelier- und Literatenatmosphäre. Reiche Materialien bietet die archäologische, kunsthistorische, literar- und musikhistorische Literatur zur Geschichte des Standesbewußtseins der Künstler. Wenn in der Mitte des 19. Jahrh. das Ansehen der halbtheologischen Schüler Hegels und Schellings verdrängt wird durch das der Physiker und Mediziner, Fechner, Lotze, Helmholtz, so steht auch dahinter eine neue Interessenrichtung des aufstrebenden Bürgertums usw.

III.

In welcher Hinsicht ist aus diesen Materialien theoretisch etwas zu lernen? Zunächst einiges über den Anteil gesellschaftlicher Vorgänge an Stilwandlungen. Es ist ein Verdienst zweier methodisch sonst weit voneinander abliegender Werke, uns einen Gesichtspunkt nahegelegt zu haben, der zahlreiche Probleme geistesgeschichtlicher Stilwandlungen in ein neues Licht zu stellen geeignet ist. Indem J. Nadler das deutsche Schrifttum nicht als die immanente Entwicklung einer autonomen artistischen Einheit behandelt, sondern den Anteil der nebeneinander lebenden Stämme und Landschaften darin erkannte, daß deren Stimmen

nach und nach und mit wechselnder Führung in den Chor einfal-
 len. Indem Pinder den Gesichtspunkt herausarbeitete, daß im
 selben Kalenderjahr immer Vertreter der verschiedensten Ge-
 nerationen und damit die für diese charakteristischen Stile gleich-
 zeitig nebeneinander schaffen, ist es uns leichter gemacht, den
 problematischen Begriff des einheitlichen *Zeitgeistes* einer
 Korrektur zu unterwerfen. Was als Einheit des *Zeitgeistes* er-
 scheint, ist im allgemeinen die stilistische Einheit einer vorherr-
 schenden *Zeitströmung*. *Diese* sucht freilich einer wesentlichen
 Tendenz des Geistes überhaupt folgend, sich einheitlich durch
 alle Gebiete durchzusetzen. Aber neben der vorherrschenden
 Strömung birgt jede Epoche, und hier ist es anschaulicher mit
 Nadler zu sagen »jeder Kulturraum«, eine Mehrzahl mehr oder
 weniger latenter, vielleicht aber auch nur dem rückblickenden
 Historiker in ihrer wahren Stärke verborgener, anderer Geistes-
 haltungen. Diese aber nur in Landschaften auszubreiten oder nur
 auf Generationsstile zu beziehen, hieße an den offenkundigsten
 Tatsachen der Gliederung einer Bevölkerung vorüberzugehen.
 Hier vermittelte uns Schöffler einen repräsentativen und exem-
 plarischen Fall: Eine breite Schicht von Gebildeten war vor-
 handen gewesen, besaß ihr Weltbild und vermochte dasselbe nur
 nicht zu öffentlicher Geltung zu bringen.

Niemand weiß schließlich nicht, wie lange noch die
 Scholastik neben Humanismus, neuer Naturwissenschaft und
 Philosophie weiterlebte, aber man darf da nicht nur an Spanien
 oder die Nachblüte des scholastischen Denkens auch an den pro-
 testantischen Universitäten denken. Als die Humanisten ihre
 ersten philologischen Professuren eroberten, standen die älteren
 Richtungen noch lange in Macht. Wäre die Sorbonne so ohne wei-
 teres zu reformieren gewesen, so hätte Franz der Erste wohl nicht
 das Collège du France *n e b e n* sie gesetzt.

Es wäre auch ein Irrtum zu meinen, die Nachzügler der
 idealistischen Spekulation bei uns seien auch akademisch der
 Gleichgültigkeit der neuen Welt zum Opfer gefallen. Sie haben
 weit über die Mitte des 19. Jahrh. hinaus die Katheder beherrscht
 und haben z. T. recht gehaltvolle Bücher geschrieben, für die man
 sich gerade heute wieder mehr interessiert als vor 80 Jahren, und
 zwar nicht aus antiquarischem, sondern aus rein systematischem
 Interesse.

Etwas Analoges ließe sich *mutatis mutandis* von der gleich-

zeitigen Dichtung sagen, deren wirklich starke Talente nicht vornehmlich die poetisch unglaublich talentlosen Jungdeutschen waren, die das öffentliche Interesse erregten, sondern Repräsentanten weit älterer Bildungsschichten.

Wer aufmerksam den »Anton Reiser« oder die Lebensgeschichte Jung Stillings liest, blickt in das Fortleben kompakter mystischer und böhmistisch paracelsischer Bildungsrichtungen in einzelnen landschaftlichen Zellen, dann aber auch in Schichten des Handwerks, bei Köhlern und Holzarbeitern, d. h. in eine bestimmte Tradition, die mit der Entstehung der Naturphilosophie, mit der Renaissance Böhmens bei Baader und Schelling mit einem Male wieder aus der Verborgenheit ans Tageslicht trat, usf.

Kurz wir gewinnen ein Schema. Eine Zeit umfaßt oder kann umfassen eine oder mehrere mehr oder weniger ausgeprägte Lebens- und Geistesstile, die getragen von Landschaft, Generation und den Schichten der Bevölkerung nebeneinander liegen. Stilistische Krisen sind weit seltener Krisen immanenter Art als Resultate von gesellschaftlich mindestens mitbedingten Prozessen, in denen die neue Haltung als Symptom des Erfolgs ihrer Träger-schicht zu öffentlicher Geltung gelangt.

IV.

Aber mit diesen Einsichten dürfte die soziologische Fragestellung noch nicht befriedigt sein. Wir sehen zwar einen gesellschaftlichen Faktor am Wandel geistiger Gebilde beteiligt. Das ist etwas sehr Positives. Aber unser Begriff dieser Beteiligung ist noch zu formal. Wir haben den Tatbestand, daß die Gruppe A einen Stil X pflegt, die Gruppe B einen Stil Y, daß ein sozialer Erfolg der Gruppe B dem Stil Y zur Vorherrschaft verhilft. Aber wir besitzen die Beziehungen von A zu X und von B zu Y erst in reiner Faktizität als historisch hinzunehmende Tatbestände. Wir fragen als Soziologen darüber hinaus: *W a r u m* pflegt die Gruppe A den Stil X und die Gruppe B den Stil Y? Wir suchen in dem Verhältnis beider eine bestimmte soziologische Evidenz. Wir fragen, inwiefern der Stil X der Gruppe A in einsichtiger Weise adäquat ist. Wir suchen eine in sich einleuchtende Affinität zwischen der sozialen Schicht einerseits, ihrem Kunststil andererseits zu entdecken.

Auch zu diesem recht eigentlich soziologischen Ziele scheinen

mir Wege bereits des längeren angebahnt zu sein, die man freilich, wie jeder weiß, der sich hier mit wissenschaftlichem Gewissen versuchte, nur mit großer Vorsicht betreten darf, die mir aber in mancher Hinsicht gangbarer zu sein scheinen als sie z. B. Lederer in seinem sehr besonnenen Aufsatz über die Aufgaben einer Kultursoziologie in der Erinnerungsgabe für Max Weber beurteilt hat.

Ich versuche einen Überblick zu geben:

1. Eine gewisse Tradition haben vor allem zwei Gesichtspunkte, deren einer Gesetzlichkeiten in der Geschichte der großen Gattungen, besonders der Dichtungen und der bildenden Kunst, zu entdecken sucht. Der andere betrachtet die Weltgeschichte nach dem St. Simonschen, auch von Goethe, Carlyle und Nietzsche anerkannten, zuletzt von Spengler übernommenen Schema positiver und kritischer Epochen, Epochen des Glaubens und Unglaubens, des Mythos und der Aufklärung, der Kultur und Zivilisation.

Dem romantischen Gedanken, das antike Epos an das Herrentum der Burgen, die Lyrik an die Blüte der städtischen Aristokratie zu knüpfen, in der Tragödie eine Sache des Volkes und der Demokratie zu sehen, dürfte wohl ein bleibender Wahrheitskern von zweifellos soziologischer Bedeutung innewohnen. Natürlich kommt hier alles auf die Bewährung an, auf das was bei einer wirklichen Durcharbeitung des Gesamtmaterials als haltbar übrigbleibt. Und das ist das Imponierende an Werken wie an Nadlers Literaturgeschichte oder Joëls »Wandlungen der Weltanschauung«. Es ist ein weiter Weg von der kultursoziologischen, man könnte auch sagen, anthropologischen These, die einst August Sauer aufstellte: »Im Grunde sei der Mensch, wieweit sich seine Entwicklung auch erstrecken möge, ein Produkt des Bodens, dem er entsprossen sei, ein Angehöriger seines Volkstamms, ein Glied der Familien, aus deren Verbindung er entspringe« zu Nadlers vier Bänden, in denen diese These sich zu bewähren hatte.

Die virtuosen Variationen über das Thema Epos und Roman bei G. Lucàsc zielen mehr auf eine Fixierung des transzendentalen Ortes der literarischen Formen, während die soziologischen Bezüge mehr zwischen den Zeilen stehen, wobei ihm allerdings der höfische Charakter der Romankunst des 17. Jahrhunderts entgangen zu sein scheint.

Eine weitgehende Übereinstimmung scheint zu herrschen

über bestimmte soziologische Voraussetzungen einer großen Architektur. Wo kein einheitlicher Mythos, keine seelische Einheit, keine seelische Gesamtgemeinschaft, da entsteht auch keine große Architektur, so spricht etwa Pinder eine communis opinio aus. Dehio hat dasselbe Problem in seiner Charakteristik des Reformationszeitalters im Vorbeigehen bedeutsam beleuchtet, die deutsche Kunst der Reformation hat auf dem Gebiete der Architektur versagt. Was sie zu sagen habe, meint Dehio, habe sie bildnerisch, malerisch, zeichnerisch d. h. unmittelbar ausgedrückt. In abgezogenen Symbolen, wie sie das Wesen der Architektur ausmachen, habe sie sich nicht zu verkörpern vermocht. Dazu sei sie zu leidenschaftlich und personal gewesen. Die Architektur als eine Kunst der Abstraktion und Synthese rechne auf einen homogenen Zustand des Gefühls- und Phantasielebens. Sie brauche, um zu gedeihen, eine Zeit mit starkem, doch ruhigem Pulsschlag. Aber in einer alle Grundlagen in Frage stellenden nach neuen Werthaltungen suchenden, für rasch wechselnde Stimmungen nach geschwinder Resonanz verlangenden Epoche griffen die Künstler, um ihr persönliches Leben auch ändern mitzuteilen, lieber zu Meißel oder Pinsel. Es verdient einige Überlegung: es ist eine formale Forderung, die diese Sätze, die man wohl theoretisch formulieren kann, an die Architektur stellen: sie bedürfen, um zu gedeihen, eines homogenen Zustandes des Gefühls- und Phantasielebens, einer Zeit mit starkem, aber ruhigem Puls. Es ist nichts Inhaltliches über die besondere soziale Struktur einer solchen Epoche gesagt. Die Entstehung großer Architektur an eine nie wiederkehrende mythenschaffende Epoche oder die Entstehung der Sprache an eine sprachschöpferische Vorzeit zu binden, würde soziologisch oder geschichtsphilosophisch mehr besagen. Begnügen wir uns hier mit einem beschränkteren, aber dafür gesicherterem Resultat. Wesenhaft individualistische Epochen bauen nicht, wo immer ihr Individualismus sozial entspringen mag. Wo kein echtes Ganzes da ist, da kann es sich auch nicht ausdrücken.

2. Sind dies mehr erschlossene soziologische Beziehungen, so weist ein weiterer ebenfalls schon traditioneller methodischer Ansatz auf unmittelbarere Beziehungen zwischen Kunst und Leben hin. Dieser Weg knüpft an die von den Kunstwissenschaftlern methodisch geübte Zurückleitung künstlerischer Stile in epochale oder persönliche Lebensstile und Weltanschauungen an,

in epochale Lebensgefühle, Lebensstimmungen, Formen des Ethos, der Gesinnung, repräsentative Lebenshaltungen, oder er sucht umgekehrt Brücken von repräsentativen Lebensstilen aus zu den ihnen entsprechenden Lebensidealen zu schlagen.

Und dieser Weg scheint mir der wichtigste und fruchtbarste, beide Wissenschaften (die Kunstwissenschaft und die Soziologie) am ehesten zu gemeinsamer Arbeit und zu wechselseitiger Anregung führende zu sein, der uns zugleich eine Fortbildung unserer vorhin versuchten kunstsoziologischen Aufgabestellung erlaubt.

Statt wie vorhin im Werden der Stile unmittelbar nach sozialen Faktoren zu fragen, läßt sich diese Frage nun weiterbilden: Wieweit erweist sich der Lebensstil und das Lebensgefühl einer Gruppe, wie sie sich in deren Kunststil äußern, als bedingt durch gesellschaftliche Faktoren? Wir rekurrieren von dem immanenten weltanschaulichen Gehalt eines Stils auf die Weltanschauung ihrer Träger und suchen diese in ein evidentes Verhältnis zu ihrer soziologischen Lage zu bringen.

Unter diesem Gesichtspunkt bieten sich mehrere besondere Wege an, deren jeder von einer bestimmten Modalität der Stilgebilde auf soziale Beziehungen derselben hinzuführen geeignet ist.

a) Ganz unmittelbar einleuchten dürfte etwa eine Relation derber volkstümlich-realistischer Kunst oder später, sublimierter, überfeinerter zu sozial bedingten Lebensstilen. Wobei natürlich eine nähere Interpretation mehrere Möglichkeiten nebeneinander berücksichtigen müßte: Erdnähe, ein kraft- und saftvolles Wesen, derbes Lachen, starker Witz usw. können ebensosehr Charakterzüge starker und jugendlicher Kulturen sein als notwendig auf Ursprung aus den unteren Bevölkerungsschichten hinweisen. Der Gegenpol: eine sehr sublimierte, überfeinerte, etwas dünnblütige Haltung kann an sich ebenso Ausdruck einer religiös bedingten Spiritualisierung und Verinnerlichung des Wesens sein als Ausdruck einer ins Spielerische, Geschmäcklerische, rein Dekorative tendierenden Spätblüte aristokratischer Kulturen. Schlichte Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit und Einfachheit des Wesens als Gegenpole solcher dekorativer Wendungen können sie darum erst recht Symptome ebenfalls aristokratischer, aber kriegerisch jugendlicher Kulturen bedeuten.

Daß die rein ökonomische Lage und die ungünstigen Verkehrsverhältnisse, unter denen die dünngesäte Bevölkerung des frühen Mittelalters lebte, die Entwicklung einer profanen künstlerischen

Kultur neben der der konzentrierten Klosterbewohner erschweren mußte, erwähne ich als etwas, was rein die äußerliche Entstehung und nicht den eigentlichen Gehalt des Stils angeht, nur nebenbei.

Wesentlich aber ist es in diesen Zusammenhängen, auf einen andern Punkt zu achten. Die letzte Aufgabe einer Stilsoziologie ist gewiß die Verknüpfung von formalen Zügen der Lebensstile mit formalen Zügen der Kunststile. Mit den eben angeführten Kennzeichen der Derbheit und Überfeinerung sollte auch durchaus nicht allein primitive grobe handwerkliche Technik bezeichnet sein, sondern ein charakteristischer Zug des Stils als Form. Daß solche stilistischen Kennzeichen sich aber auch inhaltlich äußern, in Stoffwahl und inhaltlicher Stoffbehandlung, ist eine sehr unverächtliche Tatsache. Das verdient betont zu werden. Es ist eine Tatsache von geradezu unabsehbaren Folgen, welche stoffliche Auswahl der Mensch überhaupt aus dem Weltstoff trifft, welche Regionen sich ihm herausheben, welche Dimensionen dieselben haben, in welche Tiefe sein Blick jeweils eindringt. Was der Mensch der Bearbeitung wert hält, was ihm an der Welt bedeutsam ist, das sieht er. Was in diesen Lichtkegel des ihm Wesentlichen hineinfällt, das ist seine Welt, was außerhalb dieses Lichtscheins liegt, das bemerkt er gar nicht. Die Verschiedenheit der menschlichen Weltauswahlen überhaupt: dies wäre ein Ansatz zu einer Kultursoziologie im weiteren Sinne. Um so wichtiger ist es für die Kultursoziologie und dann die Kunstsoziologie im engeren Sinne, sich darauf zu besinnen, welche Bestandteile der Welt vom Menschen der Darstellung gewürdigt werden. Recht andere, wie wir schon andeuteten, wählt hier das Bürgertum und wieder charakteristisch andere die naturalistischen Strömungen innerhalb desselben. Streng exklusiv wie in der Form ist die Stoffwahl des höfisch-aristokratischen Klassizismus. Bei vielen gerade konstitutiven Gehalten einer Kunst wie eines Weltbildes überhaupt, wie etwa der besonderen Art ihrer Raumbehandlung ist eine Entscheidung darüber, wieweit sie zum Inhalt oder zum Gehalt oder zur Form des Kunstwerks gehören, überhaupt nicht zu treffen.

b) Das Begriffspaar derb-sublim bezeichnet gewissermaßen die Materie des Stils, die Feinstruktur seiner qualitativen Stofflichkeit. Neben ihr ist das weitere stilistische Moment des Ethos zu beachten. Und hier sind die Analogien von Kunststil und Lebensstil wohl am feinsten herausgearbeitet. Ich ver-

mag die Skepsis meistens amüsischer Kritiker gegen die Haltbarkeit solcher Stilinterpretationen nicht zu teilen. Manche Wissenschaften könnten froh sein, wenn über ihre Hauptfragen eine so weitgehende Übereinstimmung bestünde wie trotz allem Widerstreit der Richtungen zwischen Kennern über gewisse kunstwissenschaftliche Tatsachen.

Archaische Größe, Strenge, Einfachheit etwa haben unmittelbar sozialen Ausdruckswert. Selbst die Werte, welche Wölfflin ausdrücklich von einer Interpretation auf Ausdruck hin ausgeschlossen hat, scheinen einen solchen zu besitzen. Linie (allerdings weniger im Gegensatz zum Malerischen als im Gegensatz zu Farbe) hat ebenfalls das Merkmal der Strenge. Umgekehrt hat jede Koloristik Bezüge zur Sinnlichkeit (sei es zu primitiver, sei es zu plebejisch-derber, sei es zu mystischer oder zu aristokratischer Sinnenkultur).

c) Drittens geben dynamische Werte einen Einblick freilich mehr in soziale Lagen, Epochen, nationale Eigenarten als gerade soziale Schichten. Temperament, Lebhaftigkeit, Heiterkeit, auch Aktivität sind mehr national als ohne weiteres soziale Züge. Leidenschaftliche Unruhe, Erregung, Spannung wurzeln vorwiegend in sozialen Lagen. Eher könnte man erhabene Ruhe an die feierliche Haltung der Hierarchien binden.

d) Der soziologisch bedeutsamste Bezug liegt entschieden in der Analogie des sozialen Gefüges einer Gesellschaft und dem für das Gefüge ihres Stils charakteristischen Verhältnis des Ganzen und der Teile.

Es ist gewiß nicht unproblematisch, aber eben darum problematisch, weil hier die Probleme, auf die es ankommt, liegen, eine Lebensform, in der Ganzes und Teile in einem ganz bestimmten Verhältnis zueinander stehen, unmittelbar nach ihrer stilistischen Auswirkung zu befragen, oder umgekehrt einen Stil nach seinen möglichen sozialen Analogien. Aber Zufall ist es nicht, daß Begriffe wie Selbständigkeit der Teile, Selbstbehauptung der Teile, Isolierung der Teile, monarchische Anordnung derselben, Bindung und Lösung derselben, Übermacht des Ganzen, Untergang des Besonderen in einer wohlgegliederten oder aber einer amorphen Masse usf., daß dieses alles Kategorien sind, welche gleicherweise auf Stile wie auf Lebensordnungen passen. Wir charakterisieren menschliche Gesellschaften und ästhetische Stile mit densel-

ben Grundbegriffen. Ja mehr: Wenn man sich das Verhältnis von Individuum und Ganzem in Logik wie in Gesellschaftslehre von Renaissance und Barock plastisch anschaulich zu machen sucht, so wird man leicht auf Vergleiche stoßen, welche etwa besagen: dort setzt sich das Meer aus Wellen bzw. Tropfen zusammen, hier sind die Wellen nur Modi des einen ganzen Meeres. Das Erstere ist individualistisch, nominalistisch gedacht. Das Letztere ist typische Barockstimmung und gilt für Logik, Metaphysik und Sozialphilosophie in gleicher Weise. Ist das Zufall? Ist es aber weiter Zufall, daß diese Epochen das Meer selbst auch so malten? Das Einzelne als Modulation des bleibenden Ganzen? Das Kapitel der Wölfflinschen Grundbegriffe über »Vielheitliche Einheit und einheitliche Vielheit« kann man geradezu als soziologischen Traktat lesen.

Oder ist schließlich auch die Rede vom gesellschaftlichen Atomismus nur bildlich? Sollten gar keine Beziehungen bestehen zwischen unserer ach! so schwierigen und an fundamentalen Ideen so armen Artikulation der Welt mittels letzter Schemen, Modelle, Symbole auf der einen Seite und unserm Wissen um das Verhältnis von Ganzem und Teil aus unserer Lebenserfahrung? Wir deuten die Weltordnung aus unserem recht wesentlich sozial bedingten Lebensgefühl heraus. Der Druck der Gesellschaft und unsere Art, uns mit demselben abzufinden, bestimmt tief unser Schicksals- und Freiheitsgefühl, die letzten Kategorien unserer Weltdeutung und unser Ethos. Und all dies spiegeln wider die Stile der Kunst. Unser Verhältnis zur Mitwelt in der Umwelt ist ein universaler Aspekt, unter dem jede Äußerung unseres Lebens betrachtet werden darf. Das ist die philosophische Rechtfertigung der Kultursoziologie und in ihrem Rahmen der Kunstsoziologie.

Damit habe ich eine Reihe von Themen kunstsoziologischer Forschung entwickelt. Das Schicksal dieses Wissenszweigs wird davon abhängen, daß sich Forscher finden, die mit gleich starkem soziologischem und kunstwissenschaftlichem Interesse sich diesen Arbeiten widmen wollen, denn nur am Material der künstlerischen Wirklichkeit werden alle die angeführten Beziehungen in ihrem vollen Reichtum aufzufinden sein.

Gewiß, es wäre prinzipiell auch ein Vorstoß rein theoretischer soziologischer Spekulation in das Reich reiner kunstsoziologi-

schers Möglichkeiten denkbar. In welchem Verhältnis aber diese theoretisch konstruierten Möglichkeiten gerade zur Kunstwirklichkeit stehen würden, wieweit die theoretischen Sätze sich als anwendbar auf die Wirklichkeit erwiesen, und welches künstlerische Niveau sie neben derselben behaupteten, das sind zentrale Fragen, die nicht allein die Kunstsoziologie, sondern alle Kulturphilosophie überhaupt angehen.

So sehr alle Theorie auf den Aufweis gesetzlicher Beziehungen im Bereiche in sich ruhender Möglichkeiten hin gerichtet ist, so sehr kann man sich gerade am Beispiel der Kunst, d. h. einer eminent produktiven und exklusiven geistigen Wirklichkeit klar machen, daß aus dem Bereiche des Ästhetisch-Möglichen nur die Fälle beachtenswert sind, welche einen inhaltlichen Bezug auf das Ästhetisch-Wirkliche, d. h. Wirksame besitzen, kurz: Die künstlerische Wirklichkeit stellt einen einzigen sehr komplizierten Einzelfall aus unendlich vielen möglichen Fällen dar. Dafür aber ist dieser Einzelfall auch der einzige, der ästhetische Beachtung verdient. Aus dem Bereich der unübersehbar vielen Möglichkeiten als solchen sind nur die ästhetisch relevant, die sich mit dieser Wirklichkeit decken.

Alle theoretische Durchdringung stellt sich die Aufgabe, diesen einen Fall theoretisch zu treffen, und das gelingt ihr, indem sie ihn nach-konstruiert. Vielleicht könnten Götter ihn auch vor-konstruieren. Ein Mensch jedenfalls, der die Möglichkeit der Rembrandtschen Kunst restlos vor-konstruieren könnte, müßte ein Genius sein, der Rembrandt bis zur Dekkung kongenial wäre. Und dies gilt mutatis mutandis für alle Theorie des Geistes und ihr Verhältnis zur produktiven Wirklichkeit desselben. Gewiß gibt es Wesensgesetze, aber entdecken kann die wenigen, auf die es ankommt, nur der Genius. Auch dieser entdeckt sie aber immer nur aus bestimmten konkreten und höchst komplexen Situationen heraus.

Kurz, die ästhetische Wirklichkeit ist zu komplex, als daß ein Versuch Aussicht hätte, sich ihr anders als nach-konstruierend zu nähern. Auch dies aber wäre nicht möglich, wenn wir nicht imstande wären, die formalen Gründe, welche diese Komplexität verursachen, zu bezeichnen:

Die evidenten Relationen, welche wir im Sinne unserer bisherigen Ausführungen zwischen Lebensstilen und Kunststilen zu entdecken vermögen, haben aus einem ganz bestimmten Grunde

angesichts der reichen Wirklichkeit etwas Vages und Unbestimmtes, weil nämlich das Kennzeichen der Evidenz nie den Beziehungen sozialer Gegebenheiten zu bestimmten komplexen Stilwirklichkeiten zukommt, sondern immer nur den Beziehungen einer bestimmten sozialen Schicht oder Lage zu einer bestimmten stilistischen Tendenz, nämlich der Tendenz, die uns in der betreffenden Stilwirklichkeit die wesentliche zu sein scheint. Evident ist etwa eine realistische Tendenz des Bürgertums oder eine Tendenz auf stilistische Strenge, wo immer ein Ethos auf Überwindung sinnlicher Triebe gestimmt ist. Wie aber diese Tendenzen sich stilistisch in konkreto auswirken, das hängt davon ab, welcher gegebener Symbole sie sich bedienen, vor allem aber in welchem Medium sie sich brechen. Dieser Gesichtspunkt ist für die Analyse jeder historischen Erscheinung so unentbehrlich, daß mir geradezu die Wissenschaftlichkeit aller Geschichtsschreibung von seiner Anwendung abzuhängen scheint. Es ist ein ungeheurer Unterschied, ob man im Medium der ägyptischen, der griechischen oder einer modernen Kunst stilisierende oder umgekehrt realistische Tendenzen pflegen will. Das Resultat wird absolut betrachtet völlig verschieden sein, und man wird seinen tieferen Sinn und seiner eigentlich stilistischen Struktur nie gerecht werden können, wenn man nicht unterscheidet zwischen dem stilistischen Gehalt der es durchdringenden Tendenz und dem stilistischen Gehalt seiner Substanz, welchen Ausdruck ich hier für Medium setze.

Ein Künstler kann mit gespannter Energie Realist sein seiner Tendenz nach und kann dabei Werke schaffen, welche neben dem Ergebnis realistischen Kunstwollens anderer, etwa späterer Epochen fast archaisch stilisiert wirken. In den Fresken Giottos hat eine realistische Tendenz Werte geschaffen, die verglichen mit den späteren Auswirkungen der selben realistischen Tendenz noch fast byzantinisch wirken. In Manets »Olympia« etwa halten stilisierende Elemente der im Impressionismus entfalteten Tendenz noch ein bedeutendes Gegengewicht. Es ist auch ein ganz prinzipielles Problem, wie bringt man Mozarts »Don Giovanni« nach Wagner und der nachwagnerischen Musik noch zu der revolutionären Wirkung, die er seinerzeit nachweislich hatte und haben wollte. Der Satz ist zu verallgemeinern und ist für die Interpretation philosophischer Werke

auf ihren weltanschaulichen Gehalt hin einfach fundamental. Es gibt, streng genommen, keinen Idealismus, Naturalismus, Individualismus, sondern nur mit diesen Begriffen zu bezeichnende Tendenzen, welche sich in gegebenen Medien brechen und im Grenzfall d. h. ohne Gegengewichte überhaupt keine lebensfähigen Systeme mehr erzeugen könnten: Es gibt Systeme, welche im Radikalismus ihrer naturalistischen Tendenz kaum zu überbieten sind, die aber auf Grund des Gesamteindrucks, den sie dank ihrer übernommenen Begriffswelt machen, weit näher am idealistischen Pol zu liegen scheinen, als die Systeme ganz matter Naturalisten, die sich einer bereits naturalistisch vorgeprägten Begriffstradition bedienen.

Dies ist der e i n e Quell dessen, was ich die Komplikation der künstlerischen Wirklichkeit nenne. Ein anderer liegt in der Tatsache, daß auch die Richtung der Tendenzen wieder nur aus dem Sinn und der Deutung der individuellen und sozialen Lage ihrer Träger voll verstanden werden kann. Darüber nachher einige Worte.

Die Folge davon ist aber, daß die Kunstsoziologie ihren Stoff zunächst nur in der künstlerischen Wirklichkeit finden kann, d. h. nur aus der umfassenden Analyse dieser Wirklichkeit im ganzen werden ihr die speziell soziologischen Relationen derselben aufleuchten. Und dies wird, wie die Erfahrung zeigt, zu einer um so viel reicheren Ernte führen als die historische Wirklichkeit reicher ist an evidenten soziologischen Bezügen, denn eine von meist viel zu engen begrifflichen Prämissen ausgehende soziologische Konstruktion. Nur die Erfahrung oder eine ganz realitätsnahe Phantasie kann lehren, wie viele verschiedene soziale Konstellationen gleich evidentermaßen zu einer Rückwendung des Bewußtseins in seine Innerlichkeit führen können, welche mannigfache Formen des Individualismus es geben kann neben der von Spann viel zu einseitig als repräsentativ individualistischen Position genommenen eudämonistisch-hedonistischen. Dann wieder wie vielfacher Art die Fronten sein können, denen die verschiedenen Formen des Individualismus sich gegenüberstellen können. An diesem Reichtum von Gestaltungen entfalten sich die evidenten Gesetzmäßigkeiten erst voll.

Kurz, der Weg der Theorie wird den Umweg über die historische Erfahrung, über die bescheidene Feststellung von Korrelationen, über Typenbildung, Reihenbildung, Anknüpfung aller

theoretisch strenger Antithesen an die vom Leben selbst eingeschlagenen Richtungen und Gegenrichtungen, kurz den Weg der Analyse nicht vermeiden können. Nur im Rahmen einer Analyse, welche die Stilgebilde in erschöpfender Weise nach allen ihren Beziehungen zum Leben ihrer Träger befragt, werden die gesellschaftlichen Relationen des Ganzen evident zugänglich werden.

V.

Zu dieser Analyse der Gesamtphänomene muß aber die Soziologie im engeren Sinne eine unentbehrliche Vorarbeit leisten, und diese jetzt erst erörterte, sachlich aber vorausgehende Aufgabe betrifft eine ganz spezifisch soziologische Angelegenheit. Man kann die analytische Aufgabe, gesellschaftliche Bedingungen eines Stils zu finden, nicht lösen, ohne Einblick in die gesellschaftlichen Zustände der betreffenden Zeit als solche. Und hier tut allerdings soziologisch geschulte Arbeit dringend not. Hier liegen auf Jahre hinaus Arbeitsaufgaben gesellschaftsgeschichtlicher, wirtschaftsgeschichtlicher, sittengeschichtlicher Art, die man wohl *soziographische* nennen darf. Historische Aufgaben, zu denen als Überbau die Geschichte gesellschaftlicher Ideale, Wunschbilder, Utopien, Theorien hinzukommt, wie sie nicht nur Politiker und Philosophen, sondern auch Dichter aussprechen und wie sie implizite auch gemalt werden können. Bisher hat in praxi der Sachkenner sich ohne den Soziologen helfen müssen, wie er konnte. Die Bände »Staat und Gesellschaft« in Hinnebergs Kultur der Gegenwart sind vornehmlich von Philologen und Historikern geschrieben. Ja es fragt sich, ob man nicht überhaupt Philologe sein muß, um ein Buch wie Schückings Familienpuritanismus zu schreiben. Der Verfasser einer ausgezeichneten Arbeit über Gesellschaftsideale im 17. Jahrhundert ist m. W. Germanist. An der Erforschung der politisch-gesellschaftlichen Gedankenwelt der deutschen Romantik haben sich neben Juristen und Soziologen vornehmlich Historiker und Literaturhistoriker beteiligt. Hier handelte es sich immerhin um Gesellschaftsideen. Aber das gesellschaftliche Leben selbst wartet noch großer Soziographen, die philologisch und historisch ebenso, nein besser geschult sind als jene soziologisch geschult waren. Wenn ich in der Entdeckung und theoretischen Verarbeitung evidenter soziologischer Gesetzmäßigkeiten am umfassend analy-

sierten Stoff das letzte Ziel kultursoziologischer Arbeit sehen möchte, so liegt in diesem Postulat soziographischer Monographien großer sittengeschichtlicher Darstellungen eine Forderung, die im Rahmen einer unentbehrlichen Kooperation aller Geisteswissenschaften zur universalen Analyse der menschlichen Kultur speziell an die Soziologie gestellt ist.

VI.

Ich habe jetzt so oft schon von gesellschaftlichen Bedingungen, Ursachen, evidenten Zusammenhängen usf. gesprochen (wobei ich das Wort Kausalität absichtlich vermieden habe), daß ich mich endlich von der Sorge befreien muß, Sie mißverstanden mich dahin, daß ich wähnte, in der Auffindung soziologischer Faktoren, im Sinne eines philosophisch völlig überholten historischen Determinismus, Glieder eines strengen Kausalzusammenhangs aufweisen zu können, aus welchen die Schöpfungen der Kunst in strenger Determination abzuleiten seien.

Der Anteil, den die Philosophie an dieser soziologischen Analyse der Kunst und Kultur zu nehmen hat, ist ein viel zu mannigfaltiger, als daß er hier erschöpfend zu erörtern wäre. Was philosophisch aber zur Klärung des Begriffs der kultursoziologischen Analyse in aller Kürze gesagt werden muß, ist dies: Eine gesellschaftliche Gruppe, in der der Auftrieb zu geistigem Schaffen überhaupt besteht, befindet sich stets und unumgänglich in einer bestimmten Situation: einer objektiven, die der Zuschauer wenigstens teilweise überschauen kann und einer subjektiven, dem Handelnden weniger klar bewußten als von ihm praktisch durchlebten. Ein Soldat kann, umgeben von Feinden, a) weiterschießen, b) kapitulieren, er kann sich c) eventuell auch tot stellen. Er kann aber auch d) mit einem Male die Gelegenheit erfassen durchzubrechen, oder auch durchzubrengen usf. Er kann aus dem Abenteuer einen Nervenschock davontragen, er kann aber auch lachend sagen: so toll war es noch nie. Es ist zwecklos, sich hier zu früh auf metaphysische Diskussionen über Kausalität und Freiheit einzulassen. Zum Verständnis lebendiger Situationen ist es fruchtbarer, sich an die unmittelbare und einleuchtende Lebenserfahrung zu halten: der Mensch antwortet auf von ihm erlebte Situationen, und zwar sehr verschieden: a) weil er sie ganz verschieden auffassen kann, nicht nur aus Reichtum an

Intuitionen, sondern auch aus Dummheit, Leichtsinn usw. — erinnern Sie sich, was der bekannte Mann aus Syrerland in einer völlig hoffnungslosen Situation tut —; b) weil ihm vor allem sehr Verschiedenartiges zur Lösung der durch die Situation gestellten Aufgaben einfallen kann. Er kann, wie man populär sagt, die Situation verschieden »erfassen«. Dies gilt aber für alle menschlichen Verhältnisse. Der Mensch deutet in seinem g a n z e n Verhalten seine Lage in der Welt aus. Er fühlt ihren Druck. Er fühlt ihre Antworten auf die von seinen Trieben an sie gerichteten Fragen, und er antwortet wieder auf diese Antworten. Er kann sich in sehr verschiedener Weise mit seiner Lage abfinden. Er kann in der Bedrängnis heiter sein und in Sicherheit und Überfluß schwermütig werden. Er kann sich in unausgesetzter heroischer Anspannung gegen jeden Druck wehren. Er kann sich anpassen. Er wird sich in unzähligen Fällen ohne jede Hemmung anpassen. Er findet sich etwa in Ägypten oder Mesopotamien in bestimmten, geographisch-politischen Situationen und wird, soll seine Lebensenergie ein gewisses Niveau erreichen, durch dieselben zu bestimmten Maßnahmen gezwungen. Der Grad, in dem er diese Maßnahmen durchstilisiert, aus ihrer Not eine Tugend macht, mit dem ihm so und so gegebenen Pfunde wuchert, ist eigentlich ein Gradmesser der Kulturen. Er findet, wie Jhering sehr schön zeigt, in jedem Stand und Beruf seine eigentümliche Ehre. Immer aber haben seine Verhaltensweisen den Sinn von Antworten auf so und so mehr oder weniger groß gedeutete Situationen. Er setzt sich in diesen Antworten mit allem, was ihn angeht, auseinander, und in ganz eminentem Maße auch mit der Gesellschaft. Diese Antwort auch aus seinen künstlerischen Äußerungen abzulesen, ist die Aufgabe der Kunstsoziologie.

VII.

Ich bin zu Ende. Sie werden, — darüber wenige Worte, — vielleicht fragen, wie dieses Arbeitsprogramm, das die volle Beherrschung mehrerer Fächer voraussetzt, bewältigt werden soll. Theoretisch ist dazu nur zu sagen, die Beziehungen von Gesellschaft und Kunst werden entweder in diesem umfassenden Sinn analysiert oder eben nicht. Alles weitere ist eine technische Frage. Womit ich nicht sagen will, eine einfache Frage. Die gegenwärtige Organisation der wissenschaftlichen Anstalten bietet der Arbeit auf Grenz-

gebieten keinen günstigen Boden. Es gibt zu denken, daß die erstaunlichen synthetischen Arbeiten sowohl Max Webers als Schellers in Jahren entstanden sind, in denen sie nicht akademische Lehrer waren. Gewiß haben die Götter vor den Erfolg den Schweiß gesetzt. Diese höhere Absicht wollen wir aber den Göttern überlassen. Als Menschen haben wir keinen Anlaß, vor Arbeiten auf den Gebieten, auf denen der wissenschaftliche Fortschritt sich vollziehen soll, abzuschrecken, oder diese Arbeiten Dilettanten zu überlassen. Ich sehe hier nur einen Weg: Für Arbeiten auf solchen Grenzgebieten in Forschungsinstituten einen Lebensraum, eine Station zu schaffen. Es genügt nicht, neue Lehrstühle einzurichten. Es handelt sich zunächst um die Konstitution von Wissenschaften. Und die kulturpolitische Frage lautet ganz schlicht: Was ist zu diesem Ziele der technisch zweckmäßigste Weg?

III. Vortrag von Prof. Dr. Kurt Breysig:

Das geistige Schaffen als Gegenstand der Gesellschaftslehre.

Leitsätze von Prof. Dr. Breysig:

1. Die Gesellschaftslehre ist die Wissenschaft von den Bewirkungen, die, sei es zwischen den Einzelmenschen und ihren Einungen untereinander, sei es zwischen dem Menschen und seiner Umwelt, stattfinden, insofern sie zu dauernden oder vorübergehenden Bindungen ihres handelnden (gesellschaftlichen) oder geistigen Verhaltens führen.

2. Das geistige Leben ist nur insofern Gegenstand der Gesellschaftslehre, als es, sei es unmittelbar durch die Ordnungen seiner Träger zu gesellschaftlichen Bewirkungen und Bindungen führt, sei es mittelbar durch den seelischen Gehalt seiner Schöpfungen an solchen teilnimmt, sei es endlich, noch verborgener, der seelischen Grundhaltung seines Schaffens nach sich als von Formen des gesellschaftlichen Verhaltens bestimmt erweist.

3. Es besteht ein Unterschied zwischen dem handelnden Leben, d. h. dem gesellschaftlichen Leben im engeren Sinn, und dem geistigen Leben als Gegenständen der Gesellschaftslehre insofern, als jenes, das handelnde Leben (in Staat und Wirtschaft, Recht und Geselligkeit) seiner Beschaffenheit nach in allen seinen Teilen und bis in seine kleinsten und letzten Ausgliederungen hinein für die Gesellschaftslehre in Anspruch genommen werden könnte, während das geistige Leben (in Glauben, Kunst und Forschung) keineswegs in seinem vollen Umfange, sondern nur insoweit der Gesellschaftslehre einverleibt werden darf, als an seinen Absichten und Gehalten bindende Bewirkungen nachgewiesen werden können.

Ein Ausgleich findet nur dadurch statt, daß die längst bestehenden Teilwissenschaften der Gesellschaftslehre, Rechts-, Wirtschafts-, Staatslehre teils